

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

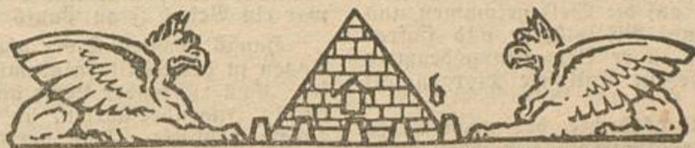
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1929

3.3.1929 (No. 9)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

18. Jahrg. No 9



3. März 1929

P. Chiemo Raschl / St. Blasien's Wanderung nach Oesterreich

Als zu Beginn des vorigen Jahrhunderts auf Grund der Bestimmungen des Friedens von Lunéville und des Reichsdeputationshauptschlusses nicht bloß die kleinen, reichsunmittelbaren geistlichen Fürstentümer, sondern überhaupt aller kirchliche Besitz den von Napoleon begünstigten Fürsten zufiel, traf dieses Los auch das Schwarzwaldkloster St. Blasien. Zuerst dem Malteser-ritterorden zugesprochen, kam es nach dem Friedensschluß von Preßburg (26. Dezember 1805) an Baden, und es zeugt von der großen inneren Lebenskraft dieses fürstlichen Stiftes, das auf eine mehr als 800jährige, ruhmvolle Vergangenheit zurückblicken konnte, daß es nicht einfach in sein Geschick sich fügte, sondern erst nach hartem Kampfe nur das Feld räumte, um unter einem andern Himmelsstriche, in einem andern Lande, wieder aufzuleben und fortzubestehen.

Schon im Jahre 1800 hatte Fürstabt Mauritian Ribbele, als die Franzosen den ganzen Schwarzwald überschwebmten und St. Blasien's Untergang unvermeidlich schien, auf seiner Flucht am Wiener Hofe die Frage aufgeworfen wegen Aufnahme seines Konventes in die F. O. Staaten, und hatte zustimmende Antwort erhalten. Einen ähnlichen Schritt tat Abt Berthold Kottler im Jahre 1802, und es ist wohl als Antwort darauf anzusehen, daß ihm die Uebernahme des Theresianums in Wien, eines Erziehungsinstitutes für adelige Offiziersöhne, in Verbindung mit einem Gymnasium, angetragen wurde. Dies kam aber nicht zustande, weil die Blasianer von ihrer Forderung, diese Anstalt von Wien aufs Land zu verlegen, nicht abließen, andererseits die maßgebenden Kreise Wiens von einer solchen Verlegung nichts wissen wollten.

Am 26. Februar 1806 war in St. Blasien das Aufhebungsdekret verkündet worden. Anfang April erhielt der Fürstabt von seinem Freunde, dem österr. Senatsvizepräsidenten Ferdinand v. Fechtig die Einladung, am 12. nach Beran zu einer Besprechung zu kommen. Hierbei eröffnete Fechtig unter Vorweis eines kaiserlichen Handschreibens den Plan des Kaisers, vorderösterreichische Klöster nach Oesterreich zu verpflanzen. Der Kaiser würde St. Blasien „genugsam reuenuen und Dotation“ anweisen, wenn „ich die Universität Salzburg und das Lyceum zu Klagenfurt mit Lehrern zu versehen mich verstehen würde.“ (Tagebuch des Abtes.)^{*)} Wenige Tage später war in St. Blasien eine Besprechung über denselben Gegenstand, an der auch der Abt von St. Peter im Schwarzwald und der Prior von Willingen teilnahmen. St. Peter sollte ein Kloster zu Brünn in Mähren übernehmen; später war die Vereinigung mit den auswandernden Blasianern geplant, die aber nicht zustande kam.

Doch die Blasianer wollten von einer Auswanderung nichts wissen, solange auch nur eine leise Möglichkeit vorhanden war, in der Heimat das klösterliche Leben in irgend einer Form fortsetzen zu können. Um dies zu erreichen, wandte sich der Abt an viele mächtige Persönlichkeiten mit der Bitte um ihre Fürsprache beim neuen Landesherren in Karlsruhe.

Doch der letzte Hoffnungspunkt schwand, als im Februar 1807 der Abtransport der Bibliothek^{*)} erfolgte und die Verkäufe von Pferden, Möbeln u.s.f. begannen. Erst jetzt trat man dem Auswanderungsprojekt näher. Ein neues Schreiben Fechtig's, in dem

^{*)} Anmerkung: Die wertvollsten Handschriften und Drucke waren mit dem Kirchenschatz schon 1795/96 vor den Franzosen in die Schweiz geflüchtet worden und konnten von dort später nach Oesterreich gebracht werden.

der Antrag des Kaisers wiederholt und auf Ausführung gedrängt wird, veranlaßte den Abt, von den Mitbrüdern, die natürlich diese Frage gründlich besprochen hatten, endgültige und bindende Aeußerungen zu verlangen. Hierbei erlebte er eine bittere Enttäuschung. Nur ungefähr ein Drittel der Stiftsmitglieder entschlossen sich, dem Abte zu folgen. Doch konnte er mit Grund hoffen, daß sich ihm aus anderen Klöstern eine ziemliche Anzahl anschließen und seine Schar — man rechnete in Oesterreich auf 60 Köpfe — ansehnlich vermehren würde. Ende Mai wurden P. Trudbert Neugart und P. Ignaz Kopp als Unterhändler nach Wien gesandt, die nach zwei Audienzen beim Kaiser einen überaus günstigen Bericht in die Heimat senden konnten. Die Uebernahme der Universität Salzburg scheiterte zwar teils an dem Widerstande, den die weltlichen Professoren und das Benediktinerstift St. Peter in Salzburg erhoben, teils und hauptsächlich an dem Umstande, daß sich die Blasianer selbst infolge ihrer geringen Anzahl dieser Aufgabe nicht gewachsen fühlten, doch wurde ihnen am 11. August das aufgehobene Chorherrenstift Spital am Pyhrn in Oberösterreich mit allen Einkünften übergeben.

In St. Blasien hatte unterdessen die Auflösung große Fortschritte gemacht. Die nicht Auswandernden hatten bereits ihre zugewiesenen Posten angetreten oder wählten einen Aufenthaltsort, wo sie im Gemüthe ihrer Pension leben wollten. Die Auswanderer aber trafen nach Einlangen der Nachricht von der Uebergabe Spitals ihre letzten Vorbereitungen. Am 17. September war das letzte gemeinsame Chorgebet. In den folgenden Tagen verließen die Mönche in einzelnen Gruppen ihr Heimatkloster. Am 16. Oktober, dem Geburtstage des Abtes, war die ganze Ordensfamilie in Spital versammelt und konnte wieder das klösterliche Leben beginnen.

P. Ignaz, der unterdessen in Klagenfurt die für die Blasianer bestimmten Lehrstellen am Gymnasium und Lyceum übernommen hatte, berichtete dem Abte über die guten Aussichten, die sich dort für die Einwanderer boten; auch sei bereits der Wunsch geäußert worden, der Abt möge seinen ständigen Wohnsitz in Kärnten nehmen, um auch die Funktionen eines geistlichen Landstandes auszuüben. Nachdem noch im Oktober 9 Patres als Lehrkräfte nach Klagenfurt abgegangen waren, reiste der Abt Anfang November selbst zum Besuche der Neugründung nach Kärnten. Bei dieser Gelegenheit besuchte er auch den Fürstbischof von Lavant in dessen damaliger Residenz zu St. André im Lavantale, von wo aus er das nahegelegene ehemalige Benediktinerstift St. Paul sah. Vielleicht kam ihm damals schon der Gedanke, sich um dieses zu bewerben. Die Dotationsverhandlungen in Wien, die der Abt persönlich führte, zogen sich wider Erwarten sehr in die Länge, und es stellte sich dabei auch heraus, daß die Einkünfte Spitals zum Unterhalt der jetzigen großen Ordensfamilie nicht hinreichten. Da überdies die Neubesiedlung Spitals in den übrigen Klöstern Oberösterreichs und beim Ordinariat in Linz nicht gern gesehen war und daraus sich manche Mißheftigkeiten ergaben, andererseits die Kärntner Ständeversammlung mehrmals den Wunsch ausdrückte, die Benediktiner möchten ganz nach Kärnten ziehen, um daselbst durch Errichtung eines Konviktes die Jugendberziehung in die Hand zu nehmen, und zu diesem Zwecke mehrere Eingaben an die kaiserliche Kanzlei machten, nahm Abt Berthold den Vorschlag, Spital mit St. Paul zu vertauschen, gern an. Im Frühjahr 1809 erfolgte die Ueberbesiedlung; die Blasianer hatten wieder eine Heimat, wo sie geehrt und hochgeachtet waren, wo sie wieder wirken konnten im Dienste Gottes und der Menschen.

N. Krauß / Der Epigrammatiker Haug

Ein großer Dichter wächst selten in der Einsamkeit auf. Meist steht er mitten in einem Kreise Gleichstrebender, die eine Zeitlang mit ihm Schritt zu halten vermögen, bis er dann, plötzlich die Adlerschwingen ausbreitend, hoch über sie in den freien Aether entschwebt. Auch der junge Schiller war von einer Anzahl dichtender Gefährten umgeben, die heute nur noch in einem entlegenen Winkel der deutschen Literaturgeschichte unter dem Sammelbegriff des schwäbischen Klassizismus ein kümmerliches Dasein führen. Wem wären ihre Namen geläufig, wenn sie nicht in das Leben jenes Gewaltigen verflochten wären. Wer wüßte etwas von dem frühem Verhängnis verfallenen Advokaten Gotthold Ständlin, wenn er nicht eine literarische Fehde mit Schiller nicht ohne Glück durchgeföhrt hätte? Wer etwas von dem dicken Tübinger Universitätsprofessor Philipp Conz, wenn er nicht schon im waldreichen Höhenaufensteig Vorch der Spieltamerad des Anablenis Friß gewesen wäre? Nur einen von allen diesen kennt und nennt man noch um seiner selbst willen, weil er wenigstens auf einem kleinen Sondergebiet Hervorstechendes geleistet hat: das ist der Epigrammatiker Friedrich Haug.

Sein äußerlich einfach genug verlaufenes Leben ist mit ein paar Worten erzählt. Er ist am 9. März 1761 zu Niederstotzingen im württembergischen Oberamt Ulm auf die Welt gekommen und am 30. Januar 1829 in Stuttgart als Bibliothekar und Hofrat aus der Welt gegangen. Dazwischen ist er Verwaltungsbeamter gewesen, daneben hat er das angeesehene Cottasche Morgenblatt redigiert.

Er hat in Herzog Karls Militärakademie, der nachmaligen Hohen Karlschule, seine Ausbildung erhalten. Der anderthalbjährige Altersunterschied stellte sich nicht trennend zwischen ihm und seinen Mitschüler Schiller. Der aufgeweckte Haug eilte seinen Jahren voraus und war überdies ein Musterknabe. Erhielt im Dezember 1779 unter Goethes Augen vier Preise auf einmal und rückte dadurch zum „Chevalier“ empor, welche Würde den bürgerlichen Bälungen die Ehrenvorzüge der adeligen verschaffte. Haug hielt sich aber von Ueberheblichkeit fern. War und blieb der harmlos-gutmütige Junge, der sich durch seinen Frohsinn überall beliebt machte und vom Duckmäuser nicht das geringste an sich hatte. Er kündigte sich schon als witziger Gesellschafter, Satiriker, Epigrammatiker, als Improvisator und virtuoser Nachahmer menschlicher Stimmen an. Hielt es für keinen Raub an seinem Chevaliertum, wenn er einen Oberaufseher, der vormalig Schneider gewesen, mit einem erfundenen Traum neckte. Focht mit Schiller einen Wettkampf der Grobheit aus, wobei er sich als der Gewandtere erwies.

Selt den Jünglingsjahren hat Haug seine Sinngedichte, die sich schließlich auf Tausende beliefen, in allen nur denkbaren Zeitschriften und Taschenbüchern veröffentlicht und daraus auch mehrere ausgewählte Sammlungen veranstaltet. Andere ließen nur mündlich um, weil sie ihrer Schlipfrigkeit wegen nicht gedruckt werden konnten, und das waren seine schlechtesten nicht. Neben den Stoffen, die ihm seine Umwelt bot, schöpfte er aus den verschiedensten griechischen, alt- und neulateinischen, französischen Quellen. Es gab schlechtweg nichts, was er nicht in den Kreis seiner Satire zog. Doch zielte er weit mehr auf die Schwächen und Torheiten seiner Mitmenschen, auf kleine Wunderlichkeiten und lächerliche Außenseiten, als auf ihre großen Gebrechen und Laster. Er war ein gutmütiger Spötter, kein eifernder Sittensrichter. Seine Pfeile wollten nur treffen, keine Wunden schlagen. Er schickte einmal einer Epigrammen-Serie den „Trompetenstoß“ voraus:

„Ich halte mich verpflichtet
Zum Vorbericht:
Die Namen sind erdichtet,
Die Laster nicht.“

Was ihn aber doch nicht hinderte, sich da und dort lebender Modelle zu bedienen.

Haug gehörte fast ein halbes Jahrhundert zu den Inventarstücken des Stuttgarter literarischen und geistlichen Lebens. Er nahm noch an den viel berufenen und auch etwas verrufenen Dauerfeiern im Gasthof zum Adler teil, denen der Theaterdirektor Schubart und sein trinkfester Freund, der Schieferdeckermeister Leopold Baur, einer der größten und derbsten Witzbolde seiner Zeit, vorstanden. Der junge Haug tat es den beiden, im Spaßmachen Ergrauten mit schlagenden Impromptus gleich. War auch kein Kostverächter, wenn er schon stets Maß zu halten wußte. Eine andere lustige Anekdote bildeten die Kameraden aus der Karlschule, die zeitlebens fest zusammenhielten. Der Hauptzielpunkt für Haugs Satire war dabei der, wie der Buchhändlerfürst Cotta meinte, durch sein Trinken ganz entmenschte Bibliothekar Peterjen,

„dem die Heraldik so gefällt,
daß er befehlt, wer Schilde hält.“

Dieser selbst verlangte jeden Abend ein Epigramm auf sich, das ihm Haug nicht schuldig blieb. Einmal ergriff ihn Haug nach einer langen Nachsitzung unter dem Arm und führte den Erkantten vor sein Bibliothekgebäude mit der Begründung, nach der Dienstvorschrift habe der Beamte bei einem „Brand“ auf seiner Kanzlei zu erscheinen. Mit den vielen Epigrammen auf den Jecher Bibus hat Haug seinen im übrigen braven und gutmütigen Freund Peterjen gemeint.

Auch in würdigeren Kreisen war Haug heimisch und wohlgefallen. Er beteiligte sich lebhaft an der edlen Geselligkeit im Hartmann-Reinbeckischen, Rappischen, Dannederischen Hause und hielt sein eigenes für Gäste jederzeit offen. Er war Mitglied der berühmten Georgiischen Regelbahngesellschaft. Bei dem Obertribunalpräsidenten Georgii, dem „letzten Württemberger“, hielt sich sein Neffe Eduard Mörike als Gymnasiast auf. Haug hatte seine Freude an dem zarten Knaben, und auf diesen machte von den damaligen Stuttgarter Geistesgrößen Haug den stärksten Eindruck, dessen „Bonmots“ ihm im Gedächtnis haften blieben. Kein Fremder von literarischem Ansehen kam nach Stuttgart, ohne Haug aufzusuchen; schon durch die Redaktion des Morgenblatts unterhielt er wertvolle auswärtige Verbindungen. Sogar mit Goethe war er bei dessen zweitem Stuttgarter Aufenthalt im Sommer 1797 persönlich zusammengetroffen, und wenn jener an Cotta schrieb, vergaß er nicht, an „unsern verdienten Herrn Haug“ Grüße zu bestellen. Als Pfand in Stuttgart weilte, um Rollen am Hoftheater zu geben, führten ihm Haug und der ältere Grüneisen, der Mitbegründer des Morgenblatts, ein bewundernswertes Duett im Nachahmen von Menschenstimmen vor. Ein anderes wichtiges Ereignis im Leben unseres Epigrammatikers war ein Besuch Jean Pauls in der württembergischen Hauptstadt.

Haug's höchsten Stolz aber bildete die aus den gemeinamen Tagen in der Militärakademie stammende Freundschaft mit Schiller. Voll rührender Liebe hing er an dem Bewunderten und verehrten Jugendgefährten, in dessen Briefen er seine teuersten Schätze erblickte. Das vertränte Zusammenleben mit Schiller während des halben Jahres 1793/94, das dieser in seiner schwäbischen Heimat verbrachte, bedeutete für Haug eine Quelle höchsten Genusses und Nachgenußes. Er hatte das Glück, jenem mancherlei Gefälligkeiten erweisen und namentlich die folgenreiche Verbindung mit Cotta verschaffen zu können. Haug war auch dabei, als Schiller bei seiner sich festigenden Gesundheit und wieder erwachenden Daseinslust auf den tollen Einfall geriet, Peterjen betrunken zu machen. Natürlich war es Schiller selbst, der zuerst seinen Schwips weg hatte und so ausgelassen wurde, daß er sich auf den Tisch legte und darauf herumwälzte.

Auch Haugs Gutmütigkeit hatte Grenzen. Als der Publizist und nachmalige Prälat J. G. Pohl in jungen Jahren unter dem Decknamen Sebastian Käsböhrer, Schullehrer in Gauslosen, eine Satire auf den württembergischen Adel herausgab, zerbrach man sich die Köpfe, wer wohl der Verfasser sei, und die Mehrzahl riet auf Haug. Ein Kammerherr, der sich über die Schrift absonderlich ärgerte, suchte auf der Planie-Promenade zu einer Stunde, da sie sehr bevölkert war, den Verdächtigen und traf ihn auch wirklich unter den Anwesenden. Inquirierte, ihn von oben fixierend: „Herr Magister! Glauben Sie, daß unter der Menge der Spaziergänger sich auch der Käsböhrer befindet?“ — Haug lächelte und erwiderte freundlich: „Das weiß ich nicht; wohl aber sehe ich darunter manchen Gefäßbohrer.“ Sprach's und ging unter dem schallenden Gelächter der Umstehenden seines Weges.

Im Jahre 1817 wurde Haug durch allerlei Intrigen aus der Redaktion des Morgenblatts verdrängt. Die Grobheiten, die er dabei obendrein von dem Verleger Cotta zu hören bekam, erwiderte er mit ebensoviel Feinheit, wie Würde. Als er später einmal wieder in Gesellschaft mit Cotta zusammentraf, fand er Gelegenheit zu einer hübschen Abmhr. Ziemer wetterte gegen die aufrührerischen Studenten, die erklärt hätten, daß alle Fürsten sterben müßten. Wozu Haug trocken bemerkte: „Wie strafwürdig gemacht hat sich dann erst der Verfasser des Liebes „Alle Menschen müssen sterben!“

So scherzte und dichtete er sich durchs Leben. Den Höhepunkt seiner Epigrammatik bedeuteten die 1804 unter dem Pseudonym Hoptalmos herausgegebenen „Hundert Hyperbeln auf Herrn Wahls große Nase“, die er später auf zweihundert Nummern brachte. Für Wahls Urbild galt ein gewisser Stahl. Volksgang Mensel sah, wie er in seinen „Denkwürdigkeiten“ berichtet, noch öfters neben ihm im Theater, unterließ aber leider, seine Personalien festzustellen, was sich heute nicht mehr nachholen läßt. Diese Nasen-Traikomödie, der gerade wegen der grotesk übertreibenden Manier nichts Verlesendes anhaftet, strözt von den lustigsten Einfällen. Manche Verse daraus liefen lange Zeit von Mund zu Mund. J. B. der folgende:

Von Wahls Geburt hat mir die Base
Des Accoucheurs erzählt:
Zwei Tage lang kam seine Nase,
Am dritten Er zur Welt.“

Haug's literarische Bedeutung blieb freilich auf das Epigramm beschränkt. Was er sonst noch an Trinkliedern und dergleichen gedichtet hat — und es war nicht wenig — geht nicht über das gemein-klassizistische Mittelmaß hinaus.

Noch auf seinem letzten Krankenlager hat ihn die gute Laune nicht verlassen. Eine artige Anekdote hat sich darüber erhalten. Eines Morgens nach dem Erwachen erzählte er den Seinigen, er habe geträumt, gestorben und bearaben worden zu sein. Plötzlich habe er die Auferstehungsvoisanten erschallen hören und sich aus seinem Grabe erhoben. Da habe er gesehen, wie neben ihm ein anderer ängstlich bemüht gewesen sei, sich aus der Erde heraus-

zuarbeiten, was ihm durchaus nicht gelingen wollte, und bald habe er in diesem den kürzlich verstorbenen alten Herrn Schill erkannt, dem ein blühendes Glück großes Reichthum in den Schoß geworfen und der sich seitdem ausschließlich damit beschäftigt habe, sein Geld zu zählen. Gott-Vater aber habe ihm abgewunken und gesprochen:

„Ich weiß nicht, was Er will;
Bleib Er nur liegen, Schill!“

Wahrscheinlich waren dies Haugs letzte Stachelverse. Schon früher hatte er sich eine eigene Grabchrift verfaßt:

„Er, der hier ruht,
War froh und gut;
Einst, hoff' ich, taug's
Zur Grabchrift Haugs.“

Die Verse fanden keine praktische Verwendung, obgleich sie ins Schwarze trafen.

Jakob Heidt / Die Audienz

Der Ochsenwirt von A. war einer jener älteren Hanauer, die ein trockener Witz und die Fähigkeit originellen Denkens und Wollens in ihrem Kreise auszeichnet, beides auf der Grundlage eines stolzen Heimatbewußtseins. Ebenso sehr war er in den Sprüchen der Bibel, als in den urwüchsigem Vergleichen und Bildern seiner Muttersprache bewandert. Seine Rede würzte er gelegentlich mit elend verstümmelten welschen Brocken, aber sie war im ganzen, wie seine Denkweise, eine durchaus eigenwillige, formvollendete. Außerdem unterschied er sich nicht nur durch allerlei Marotten von seinen Mitbürgern, denen er aus dem bekannten „reichen Schatz seiner Erfahrung“ auch unaufgefordert willig spendete, nein, was ihm im besonderen neben seinem fraglichen Ansehen als Hanswurst die Achtung seiner Landsleute eintrug, das war die unerhörte Tatsache, daß ausgerechnet dieser Mann schon in persönlicher Audienz vom Großherzog empfangen worden war. Das hatte folgende Bewandnis:

Die letzten Monate ging es in seiner Hauswirtschaft nicht am besten. Er hatte Unglück im Stall. Zwei schöne Pferde gingen nacheinander ein. Das große Pferdsterben hörte zwar auf, als der „Hexenbanner von Aldene“ eingegriffen hatte, aber es fehlte doch da und dort. Sein ältester Sohn diente bei den Grenadieren, der jüngere (er hatte nur die beiden) war bereits gezogen und sollte bald zu den „Streichholzern“ nach Rastatt einrücken. Damit wäre ihm die letzte Stütze seines ausgedehnten Haus- und Feldwesens entzogen worden, und er beschloß, nach langem Ueberlegen, beim Großherzog in eigener Person um Aufschub für den zweiten Sohn zu bitten, bis der Karlsruher als Reservist heimkehren würde.

Als er seinen Plan in der Wirtsstube kundgab, wurde er von den Spöttern verlacht, während die Ernsthaften ihn warnten, die Unanade des Landesherren auf sich und das Hanauerland herabzuziehen durch persöhnliche Belästigung, wo ein einfaches Bittgesuch seine Absicht viel eher und billiger verwirklichte. Zudem wäre die Bewilligung der Audienz doch fast ausgeschlossen. Er ließ sich aber nichts anreden, denn er hatte nun einmal die fixe Idee, die Angelegenheiten zwischen Monarch und Untertanen müßten Auge gegen Auge geregelt werden. Wenn er vielleicht glaubte, der Großherzog hätte außer dem Hanauerland nur noch Karlsruhe zu regieren, so mag ihn das ebenso bestärkt haben wie ein Erlebnis, das sein Großvater anno neun mit dem großen Kaiser Napoleon gehabt hatte, als der am „Ochsen“ drucken vor der Staffel kurz anhielt. Der Ochsenwirt erzählte das so oft und mit so ansäuslich benutzter dichterischer Freiheit, daß man hier nichts Genaueres darüber sagen kann, wieweit es als dunkle Erinnerung einer gewaltigen Sache sich weitertraute. Dem Großherzog war er eigentlich gar nicht besonders grün; denn er war eben davon überzeugt, daß der uns an die . . . Preußen verkauft habe, was ihn hinwiederum nicht abhielt, stets nationalliberal für Thron und Altar zu wählen. Kurzum, nach einiger Abnelung gegen die „Jährmaer“, wie er pathetisch sagte, entschloß er sich doch, und nun unumstößlich, einen Annäherungsversuch zu wagen.

Zunächst ging er ins Pfarrhaus, sich Rath zu holen über den notwendigen Weg. Der Herr Pfarrer legte seine laue Bleibe weg und versuchte ihm klarzumachen, daß eine saubere Bittschrift und der Beistand Gottes genügen würden.

Ja, „Wer auf den lieben Gott vertraut,
Und im Sommer Kappes klaut,
Hat im Winter Sauerkraut!“

dachte der Ochsenwirt im stillen, der nun schon verärgert war und überhaupt mit dem lieben Gott noch nicht auf dem allerbesten Fuße stand. Als er auf seiner Absicht beharrte, empfahl ihm der Pfarrer die Hilfe des Lehrers, der angeblich ein Buch über den Umgang der Untertanen mit dem Hofe habe. Dann schieden sie als Freunde, die sie immer gewesen waren.

Der Frau Lehrer schleppte er nun gleich ein respektables Stück Speck und ein Pfund Butter ins Schulhaus. Der Lehrer, der anfänglich mehr auf das Prunkstück eines Bittgesuchs verfaßt war, setzte ihm schließlich das Ersuchen um eine Audienz auf mit Hilfe des sagenhaften Buches, in das nun der Ochsenwirt auch einige Blide werfen durfte. Wenn auch allein die Anredeformeln an Kaiser, Könige und Großherzöge ihm fast einen Schlaganfall verursachten, konnten sie ihn doch nicht endulkt erschüttern. Er glaubte sich genau zu erinnern, daß sein Großvater so nicht mit dem großen Kaiser Napoleon gesprochen haben sollte, und das stärkte ihn. Er schickte seinen Schorsch gleich am andern Morgen

nach Straßburg, wo er vom allerbesten Papier holen mußte. Nach qualvoller Wahl entschied er sich für einen Bogen, in dem eine Krone und die herrlichen Worte:

Germania
Kaiser-Papier
D. R. G. M. unübertroffen.

als Wasserzeichen sichtbar waren. Aber ein Findiger meinte, das könnte der Großherzog übersehen, weil es ihn an den Kaiser erinnerte, mit dem er nicht gut stünde, und dem er früher einmal im Duell den einen Arm gekürzt habe. (Den Vorgang anatomisch zu erklären, blieb er schuldig.) Schweren Herzens wählte der Ochsenwirt nun doch einen andern Bogen und trug ihn zum Lehrer.

Der brachte am Abend das fertige Gesuch, hieß die Magd mit einem trockenen Tuch den Tisch abwischen und legte es wie ein kostbares Kleinod nieder. Die Magd blieb verstohlen unter der Küchentüre stehen, der Schorsch kam neugierig aus dem Stall — er hatte noch die Gabel in der Hand und Heu in den Haaren —, die paar Gäste rückten zusammen, und der Ochsenwirt sah heldenhaft und wichtig, und doch so hingebungsvoll, als sollte er den Heiligen Geist empfangen, als der Lehrer mit sorgfältiger Betonung das Schriftstück vorlas. Dann ein beifälliges Gemurmel und wieder Stille, als der Ochsenwirt sich über den Mund wischte, die Hände dreimal auf den Schenkeln rieb, mit derber Hand zur Feder griff und seinen Namen atemlos und krazend nieder schrieb.

Um die Dringlichkeit der Audienz zu vergrößern, hatte der Bürgermeister noch eine ungelöste Streitfrage mit der Nachbargemeinde um ein Stück Wald einflachten lassen und hoffte, so denen ein Schnippen zu schlagen. Als der Brieftäger das Schriftstück mitgenommen hatte, war auch das letztmögliche Zurück verschwunden. Ein Bauer rief dem Ochsenwirt noch, einmal nach „Diersche“ zum Bürgermeister zu fahren, und der den Großherzog mit dem ganzen Hof kennen sollte wie sein „Schilleestäschl“. An einem Samstag wurde das Bernerwägele in der „Rees“ gewaschen, das Leder gepußt, am Sonntag der Braune eingespant und hinübergefahren. Der Bürgermeister lachte; er rief ihm ab. Der alte Vorschlag mit dem Gesuch. Aber er kannte unsern Ochsenwirt zu gut, um nicht zu merken, wie fest das bei ihm saß. So gab er ihm halt ein paar gute Ratschläge und versprach, selbst das Mögliche zu tun.

Nun hieß es, die Audienz selbst vorbereiten. Auch das übernahm der Herr Lehrer. Man sah nun den Ochsenwirt seltener in der Wirtsstube, dafür oft ins Schulhaus gehen. Manchen Spott ließ er über sich ergehen. Er war schweigsamer und bleicher als sonst. In einer Speicherkammer ging er schweren Trittes auf und ab, und manche, die ihn belauschten, konnten hören, wie er die aufgeschriebenen Worte herunterlas und sich schier umbrachte, sie auswendig zu lernen.

„. . . wollen Eure Könialiche Hoheit gnädigst geruhen, einem allzeit treuen Untertan die Kühnheit zu entschuldigen . . .“

„. . . Wenigkeit ferne, die welse Initiative unseres allergnädigsten Landesherren in geringsten Zweifel zu ziehen . . .“

„. . . gerade wir Hanauer, in den Zeiten, wo es sich darum handelt, in treuer Pflichterfüllung und Hingabe an die gerechte Sache, sich um den Thron zu scharen . . .“

Abdrücken konnte man kriegen, wenn man den Ochsenwirt so drinnen umherkriechen hörte, Tag für Tag. Als er es zur Hälfte konnte, kam lakonisch der amtliche Beiseid, daß er sich am Sonntagvormittags um die und die Stunde, im Schloß zu Karlsruhe einfinden solle. Der Rest der Anrede wurde nur noch schnell gelernt. Der Lehrer schüttelte manchmal das sorgenvolle Haupt, aber der Ochsenwirt war voller Zuversicht. Wenn er das jetzt auch noch nicht so recht könne, so werde es ihm der große Augenblick doch richtig eingeben, meinte er. Es war ihm köstlich, im Mittelpunkt des Interesses der Gemeinde, nein, der ganzen Gegend zu stehen.

Im Frühnebel des großen Tages fuhren sie zunächst zur Eisenbahn. Der Schorsch fuhr sie. Seinen treuesten Gast, den Schlosserwit, nahm der Ochsenwirt mit nach Karlsruhe. Wenn am Weg die frühen Sennen verstummten, hörte man die Mäher sagen: „Das ist der Ochsenwirt von A., der geht heut zum Großherzog.“ Wenn sie an Trupps von Arbeitern oder Marktleuten vorbeifuhren, sagten die zueinander: „Das ist der Ochsenwirt von A., der geht heut zum Großherzog.“ Er hatte seine Tracht an-

gezogen und sah schön und stolz aus. Die Magd mußte ihm noch ein Bündel mit Speck, Butter, Eiern und Brot zurechtmachen, und der Lehrer hatte noch die sinnige Eingebung gehabt, ihm ein Büschel Lehren mitzugeben, das er dem Landesherrn als Symbol des Hanauer-Fleisches mit einem entsprechenden extra gebichteten Spruch verehren sollte.

Die Sonne jauchzte über dem Schloßplatz. Schon die Grenadierwache schien bester Laune zu sein bei seinem Anblick. Hier ließ er den Schloßherrn zurück und trat mannhaft in das Schloß, allen Wesen, die ihm in prächtigen Sonntagskleidern und fürnehmlichen Manieren entgegentraten, seine amtliche Aufforderung vorweisend. Eine lange Wartezeit wurde ihm durch übermäßiges Staunen und Bewundern vollaus ausgefüllt, und ehe er wußte, wie ihm geschah, wurde er in ein feines Zimmer komplimentiert, wo, es blieb kein Zweifel, der Großherzog leibhaftig saß und in Akten oder sonst was blätterte. Man irrt sich in der Annahme, nun wäre dem Dohsenwirt das Herz in die Hosen gefallen, o nein, er war durchaus gesammelt und dachte sogar gleich an die Sache mit den Preußen. Wenn ihm der Großherzog irgendwie zu preußisch käme, wollte er ihm schon in aller Ruhe die Meinung sagen, wobei auch der Kaiser Napoleon nicht vergessen werden sollte, und dann, . . . ja . . . dann allerdings würde er wohl als „Opfer eines Justizmordes“ und als Märtyrer fallen, dachte er. Unter solchen abspringenden Gedanken, wie sie oft gerade ein wichtiger Augenblick einschmuggelt, betrachtete er sich noch die interessante „Wohnung“ des Großherzogs, als ihm der eigentliche Zweck seines Kommens wieder einfiel. Er wollte sich nochmal die Anrede zurechtlegen, als ihn schon der Fürst gütig aufforderte, näher zu treten.

„Nun, da kommt ja Besuch aus dem Hanauerland?“

Der Dohsenwirt machte einen einwandfreien Diener. Trat vor den Tisch des Großherzogs. Setzte sich in einen bereitstehenden Sessel. Sein Bündel und seine Fitzklappe hatte er mit hereingenommen; man hatte ihn zwar lebhaft veranlassen wollen, das draußen zu lassen, aber, ehrlich gesagt, seine Fitzklappe war ein kostbares Familienstück, und er traute den Herrschaften draußen nicht recht. So schob er also das Bündel unter den Sessel, die Klappe legte er dem Großherzog auf eine freie Stelle neben das Pintenfäß.

„Was haben Sie denn auf dem Herzen, Herr Uhl?“

Das kam ihm etwas zu schnell. Der Ton war auch ganz anders, als er vielleicht erwartet. Die Sache mit den Preußen geriet schon bedenklich ins Wanken. Aber er raffte sich zusammen, soweit es möglich war, und redete seinen Landesherrn festen Auges also an:

„Großherzogliche Hoheit! Allergnädigster Landesherr!“

Sie werden sich vielfach entschuldigen, Herr Großherzog, wenn ich mir die Kühnheit genehmige, Ihnen Ihre großherzogliche Hoheit mit einem Anliegen zu belästigen, indem . . . indem ich als treuer Unterthan mich um Ihnen Ihren Thron schäre, wo es gilt, das initiativste Gutdenken unseres allergnädigsten Landesvaters in den geringsten Zweifel hineinzuziehen, gerade, wo die Sache der gerechten Hanauer . . .“

„Gewiß, Herr Uhl, bringen Sie nur Ihr Anliegen vor! Wie ich sehe, kommen Sie in einer Sache, die zunächst Ihren Sohn betrifft, nicht wahr?“

„Zu Befehl, Herr Großherzog!“

Meine brave Frau geborene Katharina Baas aus Legeßhurscht Amts Kehl, geboren den ersten Hornung Achtzehnhundert-einundfünfzig daselbst, mit mir in treuer Eintracht und Fruchtbarkeit am achtzehnten März des Jahres Achtzehnhundertvierundfünfzig verehelicht in der evangelisch-protestantischen Pfarrkirche . . .“

„Aha, aha“

„bekam vor zwei Jahren eine Woche vor dem „Herker Johrmärkt“ den Wochenbettel, sowie Hexenschuß, worauf sie sich ins Bett legen mußte und nach kurzem, mit großer Geduld ertragenem Leiden in dem Herrn sanft allhier verschlafen ist.“

„Ach, was, Herr Uhl, das war gewiß ein herber Schmerz für Ihre Familie?“

„Soll können Sie sich denken, Großherzogliche Hoheit! Außer dem sind mir noch zwei Pferde verreckt. Nunmehr dient mein erstgeborener Sohn Schafob dahier in der vierten Kompagnie des ersten badischen Grenadierregiments Numero hundertundneun. Der Herr Großherzog kennt ihn gewißlich, indem daß mir der Schafob schon geschrieben hat, daß er der einzigschte ist in seiner Stube, wo vom Hanauerland stammt, und der Herr Großherzog und seine Frau Großherzogin sind schon manchesmal an ihm vorbeigewandelt.“

„O ja, das ist schon möglich. Haben Sie nun für Ihren Sohn eine Bitte?“

„Gernach, Großherzogliche Hoheit!“

Mein jüngster Sohn Schorich ist bei der zu Kehl stattgehabten Muschierung gezogen worden und soll nunmehr in das Infanterieregiment Numero hundertelf zu Raßatt in der Besetzung einrücken, allwo die Stütze meines Geschlechtes, der Trost meines Alters, sowie die letzte Hilfe in meinem Hause sein soll, indem daß meine Defonomie hiernachfolgendes umfaßt: In Ackerland . . .“

„Ich verstehe, Herr Uhl, Sie wollen Ihren zweiten Sohn vielleicht zurückgestellt haben, bis der ältere seinen häuslichen Platz wieder einnimmt.“

„Zu Befehl, wenn's den Herrn Großherzog nicht schenkeren tät, so möchte ich untertänigst selbige Bitte ausgesprochen haben . . .“

„Gewiß, Herr Uhl, ich werde das Nötige veranlassen. Wenn Ihnen außerdem bei besonderem Notstand durch einen Urlaub des Grenadiers geholfen wäre . . .“

„Oh, Herr Großherzog!“ stammelte der Dohsenwirt. Wenn schon des Monarchen Entgegenkommen sein Programm umgeworfen und ihn ganz konfus gemacht hatte, so war er nun einfach überwältigt. Er fühlte, wie ihm die Begeisterung sozusagen in den Hals hinaufstiege, wie er einfach nicht mehr anders konnte, als aufstehen, dem Großherzog die Hand drücken und, seine ganze Würde zusammenfassend, sprechen:

„Es ist nicht zum sagen! Vielmal merci, Herr Großherzog, vielmal merci, vielmal merci!“ Hier schnürte es ihm den Hals zu.

Vergessen war die sinnige Lehrenaabe, die den Lehrer schon im voraus in helle Begeisterung versetzt hatte, vergessen die besondere Mission, die ihm der Schula händereibend aufgetragen hatte von wegen dem Wald, vergessen die Geschichte mit den Preußen; der große Kaiser Napoleon war im Dunkel unendlicher Veroangenheit untergetaucht.

Der Dohsenwirt nahm seine Klappe und sein Päckchen, halt, das wollte er ja dem Großherzog schenken. Aber er straukelte. Vielleicht nimmt er's trumm, wenn ich's ihm hier oebe? So nahm er es einstweilen wieder mit. In der Türe drehte er sich nochmals um und rief: „Vielmal merci, Herr Großherzog!“

Draußen hielt er den Rächstbesten an und bat ihn, das Bündel dem Großherzog in der Mittagsstunde zu geben.

„Seiner Königl. Hoheit pflegt man keine Geschenke zu geben!“ lächelte der Herr. Ein anderer wollte es auch nicht annehmen. Da nahm es der Dohsenwirt mit und gab es draußen ein paar Soldaten, die auf dem Schloßplatz spazieren ainoen. Als es gerade niemand sah, nahmen sie es und saaten, sie würden dem Großherzog aut kennen und es ihm schon besorgen. Zum Dank zahlte er jedem noch ein Glas Bier.

Dann besuchte er mit dem Schloßherrn seinen Grenadier. Als sie mit dem einen respektablen Trunk zu sich genommen hatten, luden sie wieder heimwärts. Als der Dohsenwirt abends aus dem Zuge stieg, waren schon ein paar Renoiertige aus seiner Heimat versammelt. Von überall her drangen die Frauen, wie es gegangen sei. Der Dohsenwirt hatte zwar einen Kanonenrauch, aber sein strotzender Akt allit über die Menae, und wie einer, der von der Erkenntnis des großen geschichtlichen Geschehens erleuchtet ist, lachte er:

„Die Dinastie der Zähringer und der Dohsenwirt sind verfehnt!“

Emanuel von Bodman / Zwei Gedichte

Mädchen im Garten

Du stehst an deiner Gartenwand
Mit deinen starren Armen,
Wie Bäume im gefrorenen Land
Und möchtest auch erwarmen.

Mit Augen aufgerissen still,
Horchst du im Weg, dem feuchten,
Ob bald die Sonne kommen will,
Auf dein Gesicht zu leuchten.

Erwartung

An meiner ersten Jugendzeit,
Da plant ich an die eine,
Auf meinem Munde lag der Wunsch:
Du bist es oder keinel

Ich suchte sie und fand sie nicht,
Und sie ist nicht gekommen.
Da hab' ich eine, die ihr allch,
An meine Brust genommen.

Nun bin ich wieder ganz allein
Und blicke in den Garten,
Wo Mädchen, horchend aufgebüht,
Auf ihren Morgen warten.

Und frage jetzt: bist du mir nah,
In dir ist klar mich finde,

Daß ich dir einen weißen Kranz
Um deinen Scheitel winde?